

A woman with short dark hair, smiling, wearing a black jacket and carrying a red and yellow jacket over her shoulder. She is standing in front of a white door.

Dunja Hayali
HAYMATLAND

Wie wollen wir
zusammenleben?

was wolle, wir machen hier unser Ding, und wir brauchen niemanden, der uns sagt, wie es zu laufen hat.«

So sieht das eine Frau wie ich, die von außen kommt und im Staatsschauspiel den Dresdnern etwas über ihre Stadt erzählte, wohl wissend, dass manche der Einheimischen über mich denken mochten: Mensch, die hat ja überhaupt keinen Schimmer und gerade mal ein Zehntel von dem verstanden, was diese Stadt und uns hier ausmacht. Wie kann sie nur so ein Pauschalurteil fällen, wo sie doch sonst immer zum Differenzieren auffordert.

Mag sein, dass das an der so anderen Mentalität in meiner Heimatregion liegt. Im Ruhrgebiet, im »Pott« fühlt sich das für mich alles ein bisschen anders an. Das ist eine Gegend, die früher einmal für jeden Arbeit bot. Wenn auch harte Arbeit. Das führte dazu, dass Menschen aus anderen

Gegenden der Welt – zunächst überwiegend aus Polen, nach dem Zweiten Weltkrieg dann aus ganz Europa, besonders Süd- und Südosteuropa – in Scharen ins Ruhrgebiet kamen, um dort Geld zu verdienen. Im Ruhrgebiet kam es somit irgendwann nicht mehr so drauf an, wer du bist, wo du herkommst, wo du geboren wurdest. Hauptsache, man war Kumpel, konnte zupacken und war ehrlich im Umgang. Dann passte alles. Oder wurde mal eben einvernehmlich passend gemacht.

Das hat sich bis heute nicht wesentlich geändert. Wer ins Ruhrgebiet zieht, braucht nicht lange, bis er dazugehört. Man muss sich nur für dieselben Sachen begeistern – am besten Fußball, da findet man schnell Anschluss.

Natürlich ist es hilfreich, wenn man in ein Gemeinwesen hineingeboren wird und dort, zumindest fürs Erste, bleibt, weil man

so in seinen Teil der jeweiligen Gesellschaft und in dessen Gewohnheiten – nennen Sie sie gerne auch Rituale – organisch hineinwächst. Aber nur dazugehören dürfen, wenn und weil man hineingeboren wurde, und zwar am besten über Generationen: Darf und kann so etwas die Teilhabe eines Menschen an einer Gemeinschaft wirklich umfassend definieren?

Egal wohin man kommt, man ist zuerst einmal fremd. Erinnern Sie sich an Ihren ersten Schultag? Ihren ersten Tag bei der Arbeit? Das erste Mal im Verein? In der Stammkneipe? Sie waren der Eindringling, der oder die Neue unter all den für Sie fremden Menschen. Sie haben sich tatsächlich oder zumindest gedanklich erst einmal unsicher in die Ecke gesetzt und gehofft, nicht zu stören, und mussten nach den einfachsten Dingen fragen. Jeder

konnte bemerken, dass Sie zum ersten Mal hier waren. Und Sie ahnten, dass mancher sich instinktiv fragte, ob Sie hier überhaupt hingehören. Wären die Freunde von heute damals nicht offen für den oder die Neue gewesen, wo wären Sie heute? Wie würden Sie leben? Wo würden Sie dazugehören?

Heimat zwischen Definition und Identität

Viele werden meiner Familie nun unterstellen: Die waren sicher Wirtschaftsflüchtlinge. Mit bestem Gruß an alle Deutschen, die ausgewandert sind, weil auch sie ihr Glück woanders suchten: Selbst wenn – wer hat darüber zu richten?

Es sind übrigens nicht gerade wenige

Deutsche, die sich dafür entschieden haben. Einige Millionen Bundesbürgerinnen und Bundesbürger leben irgendwo auf der Welt statt in Deutschland. Sicher sind nicht wenige von ihnen weggegangen, weil sie dachten, woanders besser leben zu können oder woanders eine größere wirtschaftliche Chance zu haben. Vielleicht haben sie sich auch verliebt. Oder sie bauen sich aus ganz privaten Gründen woanders etwas auf, weil sie es anderswo nun einmal schöner oder das Klima angenehmer finden. Ob als Überlebenskünstler in Texas oder Betreiber hochwertiger Ferienunterkünfte in Südfrankreich, ob mit einer deutschen Kneipe oder Bäckerei in Costa Rica. Das Land der Verheißung für die meisten Deutschen sind übrigens die USA. Das Land, dessen Präsident jetzt eine Mauer an der Grenze zu Mexiko bauen möchte, um zu verhindern, dass weitere Menschen ins Land